

„ Wir müssen dorthin gehen, wo die Debatten stattfinden “

Die Kommunikationswissenschaftlerin Julia Serong über **gefühlte Wahrheit**, die Bedeutung von Emotionen in gesellschaftlichen Debatten und neue Formate der Wissenschaftskommunikation.

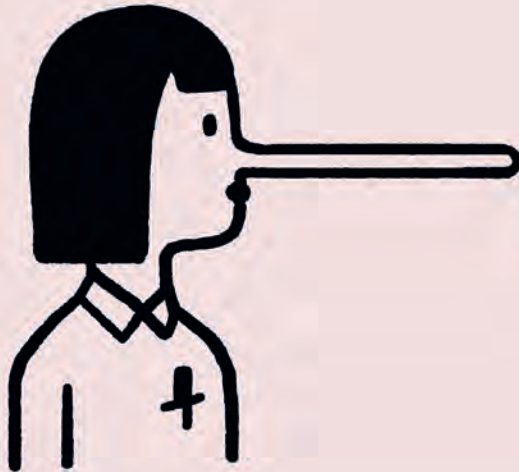
Julia Serong, wir sitzen heute wegen der Corona-Pandemie in gebührendem Abstand in der Bibliothek der Akademie und sprechen über „gefühlte Wahrheit“. Wo beginnen wir, was ist mit dem Begriff gemeint?

Was wir heute in gesellschaftlichen Diskursen häufig wahrnehmen, ist eine starke Emotionalisierung. Sie überrascht uns, gerade, wenn sie bei Themen auftritt, die eigentlich wissenschaftlicher Natur sind, etwa Impfen, Klimawandel oder die Corona-Pandemie. Da es hier nicht um Geschmacks- oder Gerechtigkeitsfragen geht, würde man eigentlich erwarten, dass man nüchtern darüber reden kann und auch muss. Doch besonders da merken wir, dass die Emotionen hochkochen, bis hin zu einer Gewaltbereit-

schaft, die vielen Menschen Angst macht. Ich denke, man muss sich damit auseinandersetzen, welche Rolle Emotionen in diesen Diskursen spielen. Man sollte sie nicht vorschnell ausklammern. Und Wissenschaftler und Wissenschaftlerinnen müssen damit rechnen, dass gerade auch wissenschaftliches Wissen Emotionen hervorruft.

Mich schockiert immer wieder, wie bereitwillig manche Leute Falschaussagen glauben. Wir könnten uns doch heute bestens über alles informieren.

Das hat vermutlich viele Ursachen. Ein wesentlicher Grund liegt darin, dass wissenschaftliches Wissen zunehmend komplex wird. Selbst innerhalb bestimmter Disziplinen ist ein Verständnis oft nicht



mehr möglich. Das berührt ein Kernargument von Wissenschaft, nämlich die Nachprüfbarkeit, die Transparenz. Wissenschaftliches Wissen wird also zu einer Glaubensfrage, zumindest zu einer Vertrauensfrage. Das führt dazu, dass wissenschaftliche Fakten plötzlich auf der gleichen Ebene stehen wie plumpe Tatsachenbehauptungen. Das steckt dahinter, wenn etwa US-Präsident Donald Trump häufig eine Aussage einleitete mit „A lot of people are saying ...“. Da wird eine Faktizität beansprucht, die alleine daraus entstanden ist, dass viele Menschen etwas gesagt haben.

Und wie kann die Wissenschaft darauf reagieren?

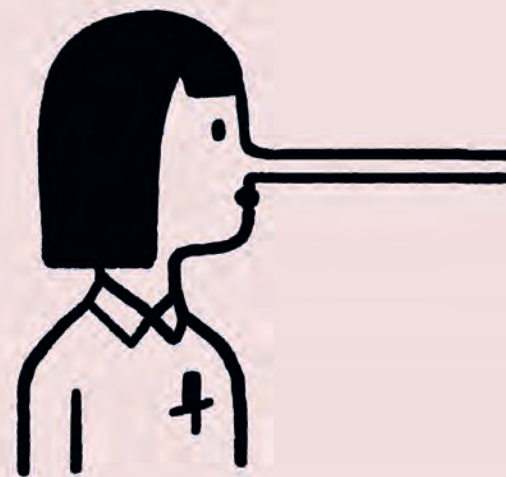
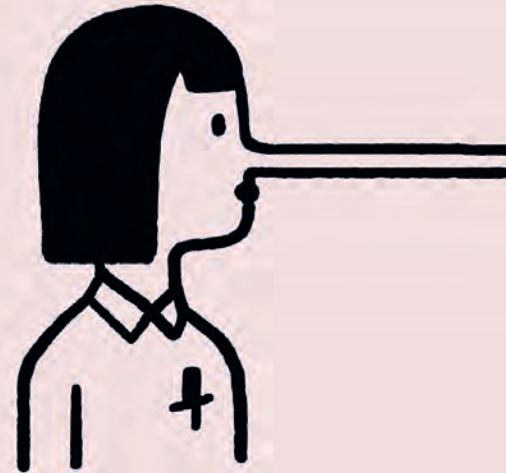
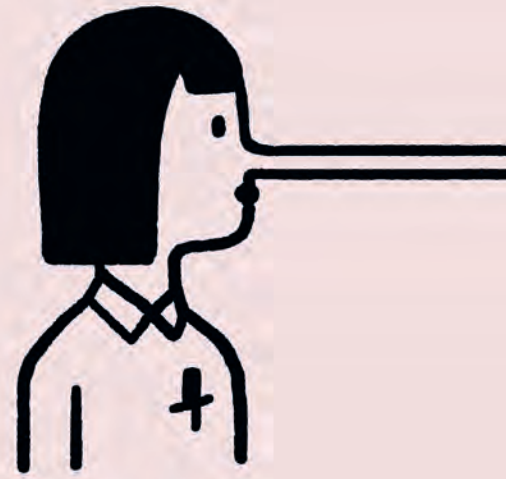
In der Wissenschaftskommunikation wird schon seit Jahren eine Gratwanderung

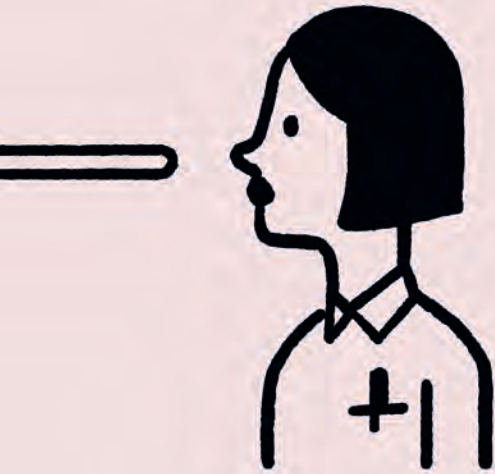
„Sie sind skeptisch gegenüber professionellen Medien, entwickeln aber ein enormes Vertrauen in die WhatsApp-Nachrichten ihrer besten Freunde.“

versucht. Die komplexen Inhalte der Forschung werden vereinfacht, aber eben nicht zu stark. Doch gerade in den letzten Jahren ist uns zunehmend bewusst geworden, dass es nicht nur um bloße Wissensvermittlung geht. Wir müssen den Menschen auch erklären, wie Wissenschaft funktioniert. Darüber hinaus müssen wir Wissen stärker durch Personen flankieren. Wir brauchen konkrete Gesichter, die für das Wissen stehen. Es hilft der Bevölkerung, wenn bestimmte Menschen mit ihrer Reputation ein Stück weit für das Wissen einstehen.

Woher rühren die Wissenschaftsfeindlichkeit und der Groll auf die Medien, die häufig zu beobachten sind?

Es ist sehr schwierig, hier den Anfang zu finden. Sicherlich ist das eine Reaktion auf die gestiegene Komplexität unserer Gesellschaft, aber auch auf die daraus entstehende Unsicherheit. Beides überfordert viele Menschen. Man muss allerdings auch sagen, dass sie wenig darauf vorbereitet worden sind. Wir brauchen deshalb einerseits in der Wissenschaftskommunikation neue Formate der Kontextualisierung und Personalisierung – darüber haben wir gesprochen. Und andererseits ist die Medienpädagogik sehr wichtig. Ich habe den Eindruck, dass sich Wissenschaftskommunikation und Medienpädagogik in den letzten Jahren vor allen Dingen auf Kinder und Jugendliche konzentriert haben. Hier haben sie ohne Zweifel Großartiges geleistet, nicht umsonst ist ja die Bewegung „Fridays for Future“ von Schülerinnen und Schülern ausgegangen. Aber wir erleben auch, dass andere Generationen eben nicht von diesen Maßnahmen erreicht worden sind. Ich denke, das sind genau die Generationen, die jetzt auf die Straßen gehen und demonstrieren. Wir brauchen daher eine Offensive im Bereich der Medienkompetenzförderung und in der Wissenschaftskommunikation für Erwachsene. Hinzu kommt: Viele Angehörige der älteren Generationen sind recht spät in den Prozess der Digitalisierung eingestiegen. Sie können technisch einigermaßen gut mit den Anwendungen umgehen, haben aber häufig wenig Kenntnisse der systemischen Zusammenhänge. Das führt zur paradoxen Situation, dass sie äußerst skeptisch gegenüber den





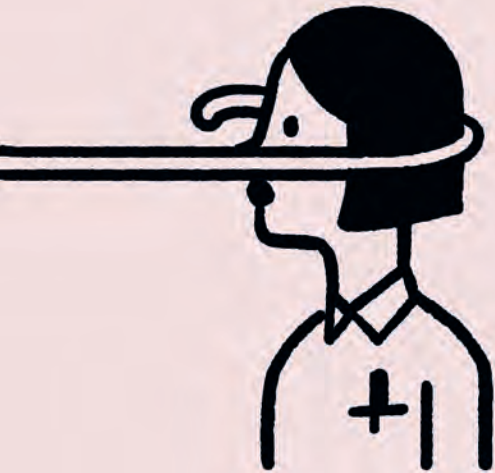
professionellen Medien sind, aber gleichzeitig ein enormes Vertrauen entwickeln, wenn es um WhatsApp-Nachrichten ihrer besten Freunde geht. Gerade in den sozialen Netzwerken finden wir jedoch eine krude Mischung von Informationen aus ganz unterschiedlichen Quellen. Das stellt hohe Anforderungen an die Rezipienten, um diese Informationen einzuordnen.

Manche Unwahrheiten halten sich hartnäckig, selbst wenn sie wissenschaftlich widerlegt sind, etwa der Irrglaube, dass Autismus durch Impfungen ausgelöst werde. Wie kommt das, liegt es an der Emotionalität solcher Themen?

Gerade bei der Impfdebatte sehen wir die Gefahr von Pseudowissenschaft, die aussieht wie Wissenschaft, sich aber nicht an die wissenschaftlichen Methoden hält. Es reicht deshalb nicht, zu sagen: „US-amerikanische Forscher haben festgestellt, dass ...“. Das ist die typische Berichterstattung über Studienergebnisse, die wir häufig erleben. Wir müssen aber darüber reden, wie gut die Studie war, wie viele Studien es überhaupt zu dem Thema gibt, wie groß die Stichprobe war. Wir müssen die Menschen dazu bringen, sich aus guten Quellen zu informieren, ich denke da etwa an die Cochrane Collaboration. Natürlich brauchen wir weiterhin den professionellen Journalismus, aber wir müssen auch zur Kenntnis nehmen, dass wir in einer Medienwelt leben, in der sich die Menschen Informationen selbständig suchen. Daher müssen solche Informationen gut auffindbar sein.

Darf die Wissenschaft selbst auch emotional kommunizieren? Ist das sogar notwendig, etwa um Menschen von etwas zu überzeugen? Oder ist Emotionalität per se unwissenschaftlich?

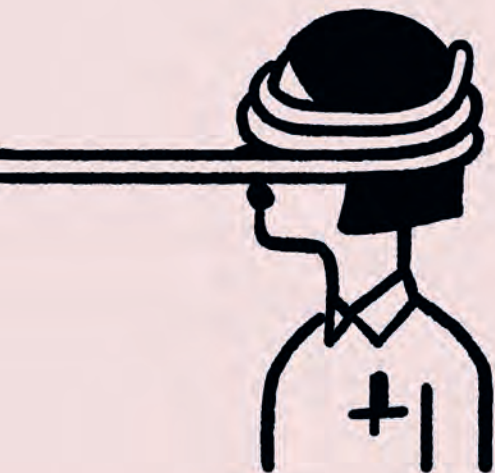
Das ist sehr umstritten. Wir haben das etwa beim „March for Science“ erlebt, wo Wissenschaftler sehr emotional für ihre Positionen eingetreten sind, aus der Angst heraus, nicht gehört zu werden. Zunächst einmal sind Wissenschaftler jedoch Vermittler von wissenschaftlichen Fakten, nicht von emotionalen Botschaften. Wir müssen aber damit rechnen, dass ihre Fakten Emotionen hervorrufen. Forscher tun gut daran, sich darauf vorzubereiten und dafür auch Verständnis zu zeigen.



„Die Corona-Leugner, die Verschwörungstheoretiker als Lügner zu entlarven, ist nur die halbe Miete.“

Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler sind aber nicht in der Rolle zu entscheiden, was aufgrund ihrer Ergebnisse gemacht wird. Das müssen wir in der Wissenschaftskommunikation und auch in der Politikberatung noch stärker herausarbeiten: Wir sprechen nicht von *der* Wissenschaft, sondern von vielen verschiedenen Wissenschaften. Das haben wir in der Corona-Pandemie sehr deutlich gesehen, als die Verengung auf epidemiologische Fragestellungen bemängelt worden ist. Im Ermessen der Politik liegt es zu entscheiden, was zu welchem Zeitpunkt prioritär zu behandeln ist. Das ist in einer Demokratie ganz wichtig, sonst drohen wir in eine Expertokratie zu rutschen.

Die Wissenschaft ist sich nicht immer einig, und es passiert auch, dass sie ihre Haltung ändert. Zu Beginn der Pandemie war es etwa Konsens, dass Alltagsmasken nur einen geringen Nutzen haben, wenige Monate später hieß es, das sei eine der effektivsten Methoden, um die Pandemie einzudämmen. Da entsteht in der Bevölkerung ein gewisser Vertrauensverlust. Wissenschaftler kommunizieren in der Regel zunächst sehr vorsichtig. Ihre Aussagen werden jedoch dann im journalistischen Kontext, gerade von den Boulevardmedien, oft stark zugespitzt. Aus einer Vermutung wird plötzlich eine



Tatsache. Ich sehe da den Journalismus in der Pflicht. Das Zweite ist: Aus der Politik sind es die Menschen gewohnt, dass man an einer Position festhält. Es ist für Politiker äußerst schwierig, ihre Aussagen ohne Gesichtsverlust zu revidieren. Gerade Populisten opfern die Wahrheit, konstruieren „alternative Fakten“, um eine einmal getroffene Aussage zu stützen. Wissenschaft lebt aber von der Revision solcher Aussagen. Das ist nicht nur kein Problem, sondern es ist der Motor, der Dynamik in den Forschungsprozess bringt. Das ist den meisten Menschen nicht bewusst, und zwar auch Menschen, die studiert haben, aber nie in der Forschung aktiv waren. Das sehe ich als eine Herausforderung für die Hochschullehre: Wir müssen stärker vermitteln, wie Wissen entsteht.

Haben Sie ein Beispiel für gelungene Wissenschaftskommunikation?

Man ist versucht, auf den Podcast von Professor Drosten zu verweisen, der tatsächlich sehr erfolgreich ist. Wir wissen auch, warum: Weil er sich in die Zeit nimmt, nicht nur Fakten, sondern auch die Unsicherheiten und das Nicht-Wissen zu erklären. Dieses Modell funktioniert in der besonderen Pandemie-Situation, weil es gerade zu Beginn nicht viele Experten gab. In anderen Bereichen, etwa der Forschung zum Klimawandel, sieht es anders aus. Wir brauchen diese Vieltimmigkeit, und wir müssen sie auch aushalten. Generell meine ich, dass wir noch stärker auf die Zielgruppen schauen müssen, die schwierig zu erreichen sind und die man auch mit so einem Podcast nicht erreicht.

Und wie erreicht man sie?

Es wäre hilfreich, dorthin zu gehen, wo die Debatten stattfinden, also mehr mit einer Hashtag-Logik zu arbeiten. Ich kann nicht erwarten, dass die Leute zu mir kommen, ich muss mich einschalten in Debatten. Wir haben etwa in der „Me too“-Debatte erlebt, wie sich solche Hashtags verselbständigen und eine Bewegung daraus entsteht. Überall dort, wo Fakten geleugnet oder Falschinformationen gegeben werden, können Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler aktiv werden, sich einschalten, Informationen geben und verlinken. Das wäre wichtig, weil diese

„Wir sprechen nicht von der Wissenschaft, sondern von vielen verschiedenen Wissenschaften.“

Diskurse einer anderen Dynamik folgen. Man kann darüber die Meinungsbildung im ganz Kleinen beeinflussen.

Man möchte sich aber den negativen Emotionen nicht aussetzen.

Ich denke, wenn man sich damit auseinandersetzt, woher diese Emotionen kommen, dann kann man auch Verständnis für die Menschen entwickeln. Es wird eine Kompetenz der Zukunft sein, diese Emotionen auszuhalten und Strategien zu entwickeln, wie man solche Gespräche steuern und auf die Ursachen dieser Emotionen lenken kann. Vielleicht redet man am Ende gar nicht mehr über den Klimawandel, sondern über soziale Ungerechtigkeit oder andere Themen. Meine Vermutung ist, dass wissenschaftliche, stark polarisierende Themen von den populistischen Bewegungen aufgegriffen werden, die ursprünglich ganz andere Themen hatten. Da ging es um Fragen der sozialen Gerechtigkeit, um Flüchtlinge und Migration. Die Thesen, die jetzt von Populisten in Bezug auf wissenschaftliche Themen formuliert werden, sind sehr anschlussfähig an solche Diskurse. Dem muss man vertrauensbildende Maßnahmen entgegensetzen. Die Corona-Leugner, die Verschwörungstheoretiker als Lügner zu entlarven, ist nur die halbe Miete.

Müssen Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler die Kommunikation ihrer Arbeit noch stärker mitdenken?

Wir müssen Wissenschaftskommunikation generell als Bestandteil des Forschungsprozesses begreifen. Wir brauchen eine bessere Ausbildung der Forscher selbst, die sie dazu befähigt, aber auch eine Einplanung solcher Mittel in der Forschungsförderung, gerade bei Vorhaben, bei denen schon im Vorfeld absehbar ist, dass sie zu umstrittenen Ergebnissen führen können.

Eine letzte Frage: In der Corona-Pandemie hat die Wissenschaft bislang den öffentlichen Diskurs bestimmt. Sehen wir das Ende des postfaktischen Zeitalters, der „gefühlten Wahrheit“?

Das glaube ich nicht. Die Pandemie ist ein Sonderfall. Gesundheitskommunikation erzeugt generell eine stärkere Betroffenheit bei den Menschen. Das sieht bei abstrakteren Themen, etwa beim Klimawandel, schon anders aus. Gerade bei uns in Europa sind die Folgen bisher nur für Spezialisten oder für Landwirte spürbar. Es gibt daher in der Bevölkerung immer noch viel Skepsis. Das Dilemma ist aber: Wenn der Klimawandel für die Leute nachvollziehbar ist, wird es zum Handeln zu spät sein. Text und Podcast: Ir

Dr. Julia Serong

ist wissenschaftliche Mitarbeiterin am Institut für Kommunikationswissenschaft und Medienforschung der LMU München und war von 2017 bis 2021 Koordinatorin der Ad-hoc-Arbeitsgruppe „Faktizität der Welt“ der BAdW. Ihre Forschungsschwerpunkte sind Wissenschafts- und Gesundheitskommunikation, Medienqualität und Rundfunkregulierung.

Das Gespräch fand am 13. November 2020 in München statt.

Eine ausführliche Fassung finden Sie in der BAdW-Mediathek unter www.badw.de/mediathek

